

## **Freitag, 6. April**

Zu Hause ist Karfreitag, aber hier ein normaler Arbeitstag. Ich habe meine drei Stunden Lehrveranstaltungen, die ich ein bisschen vorbereiten muss. Die Tabuisierung des Streikrechts bringt mich auf die Idee, den Teil über Kollektivverhandlungen und Streik aus meinem chinesischen Büchlein an die Studenten auszugeben, das ich schon 2008 geschrieben habe und das 2009 veröffentlicht wurde. Ich gehe zu Li Xiaolu. Sie ist nicht besonders begeistert, aber es sei der „letzte Text“. Als Therapie gegen die Erkältung empfiehlt sie, heißes Wasser zu trinken; wenn alles so einfach wäre...

Ich gehe bei Bruha vorbei, um ihm zu erklären, weshalb ich gestern Abend nicht dabei war. Frau Beatrix Karl, die österreichische Justizministerin, sei eine Senkrechtstarterin, noch ziemlich jung, zuerst habe sie ein anderes Ressort gehabt, jetzt sei sie für die ÖVP Justizministerin. Ein gutes Dutzend Leute sei dagewesen, auch der Präsident der CUPL und Frau Xu Lan. Ich erzähle ein wenig von meinen Zensurproblemen, was ihn sehr interessiert. Er meint, die Bücher für die UB würden immer erst zwei Monate bei den Sicherheitsorganen liegen, bevor sie in den Bestand kämen. Mal schauen, wie ich mein Büchlein von 2009 unterbringe.

Er ist noch nie mit einem inoffiziellen Taxi gefahren, sondern immer nur mit dem Bus; der sei genauso schnell wie der Shuttle. Also weiß er nichts über den Preis und die Verhandlungstechnik. Ninon Colneric habe sich manchmal ein Beijinger Wochenende gegönnt, sei in die Stadt gefahren, ins Theater gegangen und habe auch in einem Hotel in der Innenstadt übernachtet. Wir reden noch über Vergütungsfragen. Alles, was man im öffentlichen Dienst verdiene und was über einen Grundbetrag von 800 Euro monatlich hinausgehe, werde auf die Pension angerechnet. Ob dies auch für das Gehalt eines „Distinguished Professors“ gelte, hat er extra prüfen lassen, die Behörde meinte natürlich „ja“, weil deutsche Mittel mit drin wären. So weckt man schlafende Hunde. Ich bin ja im chinesischen Studiengang mit Mitteln aus dem Development Fund, der rein chinesisch ist, und deshalb ist mein Gehalt auf die Pension auch nicht anzurechnen – auch nicht, wenn ich im Herbst mit höherem Gehalt wiederkomme.

Im Kurs weiß ein Student gleich, dass ich mit Bruha zu Mittag gegessen hätte. Er habe für ihn gedolmetscht, als die Studenten das chinesische Neujahrsfest mit zahlreichen Darbietungen feierten – Bruha war sehr beeindruckt davon, dass die Studenten noch Zeit für so was hatten.

Auf dem Campus ist einiges los. Studenten stehen vor einem großen Plakat mit den Symbolen der anderen Pekinger Universitäten. Ich erkundige mich: Morgen würden um 3 Uhr Abordnungen von dort kommen, um Sketche über die Juristenausbildung und das Recht vorzutragen – interessant für Menschen, die ausgezeichnet Chinesisch können. Auf dem zentralen Platz vor der UB sind Mikrofone aufgebaut und es werden Lieder gesungen; ein bisschen fremd, aber irgendwie gut zum Zuhören. Das sei eine Art Hauptprobe für die Feier zum 40-jährigen Bestehen der CUPL – auch für die Moderatoren ein ganz wichtiger Auftritt.

Im Kurs erst mal Klärung der noch offenen Fragen zum Kündigungsschutz. In der Pause werde ich gefragt, was denn der Unterschied zwischen Aufhebungsvertrag und Kündigung sei, beides sei doch ein Vertrag. Das gibt mir Gelegenheit, den Unterschied zwischen Vertrag und einseitigen Akten zu erklären. Hätte nicht gedacht, dass das nötig ist, aber das chinesische Recht ist da etwas uneindeutig. Ich gebe ihnen mal den „Nachtwächterfall“ („nightwatcher“ ist der Nachtwächter laut [www.leo.org](http://www.leo.org), doch sie glauben es mir nicht so richtig, also beschreibe ich seine Tätigkeit). Er hat am Silvesterabend ab 18 Uhr Gebäude bewacht bis am 1. Januar um 6 Uhr, ging dann nach Hause und legte sich ins Bett. Dann kam so gegen 10 Uhr sein Arbeitgeber und bat seine Ehefrau, ihn zu wecken. Er erschien, erhielt den Vorschlag eines Aufhebungsvertrags; es sei doch das Beste, unter das Arbeitsverhältnis einen Schlussstrich zu ziehen. Nach kurzem Zögern unterschrieb er und ging wieder ins Bett. Kommt man von einem solchen Vertrag wieder los? wollte ich von den chinesischen Studenten wissen.

Die Reaktionen waren ähnlich hilflos wie bei uns. Drohung? Täuschung? Unkenntnis der wesentlichen Vertragsbedingungen? – alles geprüft, aber (zu Recht) verneint. Der Gedanke, dass es faire Verhaltensformen auch bei Vertragsverhandlungen geben müsse, kam ihnen nicht. Sie fanden zwar das Verhalten böse, aber daraus Konsequenzen zu ziehen, lag ihnen eher fern. Culpa in contrahendo scheint sich noch nicht herumgesprochen zu haben, obwohl es an sich im chinesischen Vertragsgesetz steht.

Im zweiten Teil der Veranstaltung dann „Recht und Rechtswirklichkeit“. Die Zwänge, unter denen ggf. ein Arbeitsinspektor steht, wurden gut nachvollzogen. Er darf ja der für den Ort wichtigen Industrie nicht auf die Zehen treten. Freundliche Aufnahme meiner Konzeption einer zentralisierten Behörde, die so organisiert sei, dass man nicht vorherbestimmen kann,

wer für welchen Fall zuständig ist. Ich erzähle zwischendurch eine Menge Geschichten (trotz Erkältung, die sich bei mir sonst auf die Stimmung legt), am Ende sind sie ganz happy.

Eine Studentin hat es übernommen, mein Interview mit Frau Hao ins Chinesische zu übersetzen. Zuerst gehen wir aber in die dem Supermarkt angeschlossene Apotheke. Ich kaufe etwas, was „gleich wirkt“; es ist ein Präparat von Johnson & Johnson, aber in China hergestellt. Die Stimme hat durch die drei Stunden etwas gelitten, so dass die Studentin meint, sie wolle mir die Fragen zur Übersetzung lieber schriftlich stellen. Abends kommen sie dann per E-Mail. Ich kaufe noch etwas Obst und mache mich auf den Heimweg.

### **Samstag, 7. April**

Eigentlich war ein Mittagessen mit Wang vorgesehen, doch er hatte gestern Abend angerufen und gesagt, er habe wenig Zeit, weil er an Aufnahmeprüfungen für den neuen Jahrgang teilnehmen müsse. Ich berief mich auf die inoffiziellen Taxis, die ich ungern benutzen wolle, und nach einigem Hin und Her vereinbarten wir, dass er am Sonntag zum Mittagessen kommt. Am Wochenende gibt es nur um 7 Uhr 30 einen Shuttle und ich fühle mich auch nicht so, dass ich gerne eine Abenteuerfahrt unternehme. Ich habe also den ganzen Tag für mich. Ich entdecke hinter dem Nachttisch einen Stecker, so dass ich den kleinen Computer anschließen und ihn auf dem Bett liegend benutzen kann.

In Ulaan Baatar (wie sie es aussprechen) soll ich auch über das Gewerkschaftsgesetz diskutieren. Ich schaue es durch; es hat nur zehn Artikel, und ich finde, dass ich gleich einen Formulierungsvorschlag für eine Neufassung machen könnte. Das dauert dann doch ein bisschen länger als gedacht, so gut drei Stunden. Dazwischen immer wieder heißes Wasser mit Ingwer in Pulverform. Schmeckt gar nicht schlecht. Habe ein paar Ideen, die ich in den Gesetzentwurf reinschreibe. Zum Beispiel soll die Gewerkschaft die Möglichkeit haben, bei Gefahr für Leib und Leben die Beschäftigten zum Verlassen des Arbeitsplatzes aufzufordern. Ob eine solche Gefahr vorliegt, entscheidet sie grundsätzlich selbst. Auch dass man die Beschäftigten per E-Mail erreichen kann, sollte unbedingt rein. Bisher sollten die Gewerkschaftsrechte im Betrieb durch Kollektivvertrag geregelt werden, was natürlich nichts bringt, weil niemand dafür in Streik treten würde.

Das nächste sind die Fragen zu dem Interview mit Frau Hao. Manches ist ein leicht aufzuklärendes Missverständnis, anderes bedarf näherer Erläuterungen. Frau Li Bing, die Studentin, will überhaupt nicht verstehen, wie das in Vietnam mit dem „Verkaufen“ von Examina geht. Die Korruption ist zum Glück in China keine Alltagserscheinung, so dass sie aus dem Erfahrungsbereich einer normalen Studentin herausfällt. Ich nenne ihr noch meine Quellen, damit sie nicht meint, ich würde irgendwelche Geschichten erfinden. Mal sehen, was sie aus der Sache macht.

Ich gehe in die Uni und schicke von da aus die beiden Texte los. Die „Junge Welt“, die ich per E-Mail kriege, lässt sich problemlos öffnen und lesen.

Im Hotel Text Nr. 3: Eine Studentin will ein Interview machen mit mir über die Juristenausbildung „in Europa“. Ich habe das mangels ausreichender Kenntnisse gleich mal auf Deutschland beschränkt. Ich will wie im viel wichtigeren anderen Fall die Antworten selbst schriftlich formulieren, dann ist es zwar nicht perfekt, aber lesbar. Ich rede von der totalen Fallorientierung in der heutigen Ausbildung (Rechtsnormen und Richterrecht als „Grenze des Denkens“) und von den anderen Versuchen, die man in den siebziger Jahren gemacht hat. Auch das Studentenleben wird skizziert, das ja völlig anders ist als hier. Man stelle sich vor, unsere Studenten müssten im Vierbettzimmer übernachten, ihre Hausaufgaben im Klassenzimmer erledigen, Lehrveranstaltungen am Samstagnachmittag besuchen und so viel lesen, dass sie auch an den Sonn- und Feiertagen gründlich arbeiten müssten. Das würde eine neue Studentenbewegung ins Leben rufen. Das schreibe ich aber nicht, weil es nicht verständlich wäre. Den Repetitor zu vermitteln, ist schon schwierig genug, aber ihn zu verschweigen, wäre unlauter. Wie habe ich gestern gesagt: Ich schreibe die Wahrheit auch in Beijing. Morgen will sie kommen und das Ding mit mir besprechen.

Der Rest des Abends ist ausgefüllt mit der Lektüre des Buches von Göttert, das ich Wang schenken will, über die deutschen Dialekte. Hübsch die Feststellung, dass der Wahlspruch: „Wir können alles außer Hochdeutsch“ von der Werbefirma, die ihn erfunden hat, erst dem Bundesland Sachsen angeboten wurde, das aber dankend ablehnte. Baden-Württemberg war dann selbstbewusster und akzeptierte. Der Dialekt ist eben immer im Verdacht, von ungebildeten Menschen gesprochen zu werden. Wie sagte der Bremer Klischies einstens, als ich nach Bremen kam und bei der SPD-Fraktion immer wieder als Experte gehört wurde: „So ein gebildeter Mensch und so ein mieser Dialekt“.

Daneben immer wieder Blick ins Fernsehen, weil die Bundesliga spielt. Der VfB gewinnt 4 zu 1 gegen Mainz und ist auf Platz 5. Da freut man sich sogar im weit entfernten Beijing.

### **Sonntag, 8. März**

Vormittags ein wenig Tagebuch und ein Weg zur Uni, weil ich ein paar Sachen ausdrucken will.

Für 12 Uhr hat sich Wang angesagt, ist aber schon eine Viertelstunde früher da. Ich bin aber bereit und habe auch die beiden Bücher verpackt, die ich ihm schenken will: Das über die Dialekte für den „Linguisten“ und das von Felix Lee über „Was wir von China lernen können“ für den „politischen Menschen.“ Gut, dass ich zwei Sachen hatte, denn ich wurde beschenkt wie an Weihnachten. Da war erst mal einiges für die Erkältung: Ein Hustensaft, zwei Sorten Tee und einige geheimnisvolle Glasröhrchen, die eine heilsame Flüssigkeit enthielten. Dann hatte er drei meiner Kommentare „Auf eine Tasse Tee“ in seinem Blatt „Wir lernen Deutsch“ veröffentlicht, das eine Auflage von 4000 Stück hat und von den Dolmetschern und Übersetzern sowie Deutschlehrern abonniert wird. Außer meinem sind nur literarische Texte drin, von Christa Wolf, von Johann Peter Hebel, von Hölderlin; ich soll wohl etwas für die Aktualität sorgen. Dafür gibt's pro Beitrag 200 Yuan, insgesamt also 600, die ich unbedingt quittieren muss. Von jedem Heft kriege ich drei Stück, dazu die Tasche von der von mir so geschätzten Bei Wai, wo ich 2006 war. Er freut ich über den Göttert, das interessiert ihn, Lee ist ihm ein Begriff, der Vater war ein Bekannter von ihm, der ursprünglich mit seiner Frau auf Taiwan lebte, aber jetzt in Shanghai sei. Klein ist sie, die Welt.

Es gibt viel zu besprechen. Bo Xilai habe zwei Gesichter und sei ein persönlich sehr unangenehmer Typ, der seine Mitarbeiter schikaniere. Er rufe diese zu jeder beliebigen Zeit, also Tag und Nacht an, wenn er was wolle – nun ja, Hans-Jochen Vogel war das auch nicht ganz fremd. Gravierender ist der Vorwurf, dass über 1000 Leute in einem Jahr verurteilt wurden, manche sogar zum Tode und hingerichtet. Das sei auch mit dem Vorgänger des jetzigen Polizeichefs geschehen. Er sei ein Vertrauensmann von Bo Xilais Vorgänger, des jetzigen Parteisekretärs von Guangdong, gewesen. Gewiss habe er Dreck am Stecken gehabt, aber gleich die Todesstrafe, das habe wohl noch andere Gründe gehabt. Der jetzige

Polizeipräsident habe den Verurteilten noch im Gefängnis besucht und gefragt, was er für dessen Frau und Kinder tun könne. Nun habe der aktuelle Polizeipräsident Angst gehabt, dass es ihm genauso ergehe. Deshalb sei er in das amerikanische Konsulat in Chengdu gegangen, denn sobald die Weltpresse über ihn schreibe, sei mindestens sein Leben gesichert. Wahrscheinlich würde ihm der Prozess gemacht, aber es würde eben nicht so schlimm ausgehen.

Diese Art, mit politischen Gegnern umzugehen, habe Bo Xilai aus der Kulturrevolution übernommen. Auch sonst wolle er die wiederbeleben, was sich in seiner Aufforderung zum Singen revolutionärer Lieder zeige. Ob er damit nicht völlig neben der Volksmeinung liege, warf ich ein. Es möge ja sein, dass es auf dem Land noch viele gäbe, die Sympathien für die Kulturrevolution haben, weil den Bauern ja auch nichts passiert sei. Aber Chongqing sei eine 33-Millionen-Stadt, eine rein städtische Provinz, da gebe es dafür doch keine Sympathien. Es gebe viel Unzufriedenheit unter den Leuten, meinte Wang, insbesondere bei denen, die nicht am wirtschaftlichen Aufschwung teilhaben sowie bei den Wohlhabenden, die sich über die hohen Steuern ärgern. Von beiden Gruppen würde die Vergangenheit mit Mao verklärt und das sei der Nährboden für die Ideen Bo Xilais. Die Geschichte mit den beiden Polizeiringen um das US-Generalkonsulat in Chengdu bestätigt Wang; wenn der Polizeichef wieder nach Chongqing zurückgekehrt wäre, hätte er das nicht lange überlebt.

Ich erzähle die Geschichte von dem Betriebsrat aus dem Saarland, dessen Betrieb von den Chinesen aufgekauft wurde und der nach Chongqing eingeladen und dort vom „Chef des Bürgermeisters“ empfangen wurde. Das entspannt die Situation; er weiß auch, dass [www.tagesschau.de](http://www.tagesschau.de) zur Zeit eine Serie über chinesische Unternehmen in Deutschland bringt. Gestern war Huawei dran. Er kennt den Kauf des Maschinenbauers Putzmeister durch Sany, was für beide Firmen unheimlich nützlich sei. Der Betriebsrat aus dem Saarland habe sich auch gefreut, dass er einer „Heuschrecke“ entkommen sei, ergänze ich.

An den Nebentisch hat sich ein Chinese mit einem vielleicht 8- oder 9-jährigen Töchterchen gesetzt, das ein wenig um mich herumschleicht und immer wieder einen Blick riskiert. Ich sei halt als Langnese doch noch was Besonderes, meine ich. „Nicht als Langnese, aber als Langnese mit Bart“ meinte Wang, das sei was Besonderes. Vielleicht zwanzig Minuten später streitet sich der Vater plötzlich mit Wang – ich verstehe nichts, aber dem Ton nach ist es weit schlimmer und länger als das französische „ta gueule“ oder das deutsche „Halt die Schnauze“.

Ich frage nach; er habe sich beklagt, weil wir zu laut gesprochen hätten. Das ist ein Witz, denn im Raum ist sowieso eine Geräuschkulisse, dass man sich kaum versteht. Ich rede dennoch etwas leiser, aber da verschwindet der Nachbar und will bezahlen. Wie hat Hu Jintao gesagt? Der Weg zur Harmonischen Gesellschaft ist schwieriger als der Lange Marsch, und da sind bekanntlich nicht alle angekommen.

Von der Veranstaltung der Luxemburg-Stiftung in der nächsten Woche habe ich noch nichts gehört; niemand hat mich kontaktiert. Wang will ein Curriculum vitae von mir, das ich ihm Abends auch schicke – allerdings dauert es fast eine halbe Stunde, bis das Ding endlich rausgeht. Ich erzähle ihm die Geschichte mit der Anfrage der LINKS-Fraktion im Bundestag zur Tätigkeit der Ebert-Stiftung in Beijing; die war höchst böse und ersichtlich von Geffken initiiert. Der ist aber dieses Mal nicht dabei, so dass es keine Verwicklungen gibt. Pohle als Vertreter der Luxemburg-Stiftung erfreut sich eines sehr guten Rufes – auch Siegmund, der sicherlich nicht die Spitze des Fortschritts darstellt, hat ihn als besonders kompetent gelobt. Ich erzähle von dem Plan, an einem der beiden Tagungstage mit Du zu Mittag zu essen. Nun ja, er kennt ihn gut und hat zusammen mit seiner Frau im Erziehungsministerium gearbeitet. Wieder mal schneiden sich die Kreise.

Wang will mich noch für einen Vortrag über „Law in the books and law in action“ (der Titel gefällt ihm) zu den Juristen in die Bei Wai holen, das geht nächste Woche Dienstag oder Donnerstag. Wird mal wieder ein ganz schön dichtes Programm. Glücklicherweise muss ich nicht viel vorbereiten.

Im Laufe des Gesprächs wollte er noch wissen, wie es bei dem gewerkschaftlichen Institut für industrielle Beziehungen war. Sie mäkelten an vielem herum, und den Teil über China wollten sie überhaupt nicht veröffentlichen. Warum man denn plötzlich so vorsichtig sei – es bestehe halt Unsicherheit vor dem Parteitag. Welcher rationale Sinn denn dahinter stecke – da wechselte er dann etwas abrupt den Gesprächsgegenstand.

Wir saßen ungefähr zwei Stunden zusammen; die Erkältung ist (fast) weggeblasen. Er ist im VW Käfer seiner Frau gekommen (die bei VW arbeitet); der sei richtig schnell und es mache Spaß, über die sonntags nicht ganz so volle sechsspurige Autobahn zu fahren.

Um 4 Uhr kommt dann pünktlich die Studentin zum Interview über die Juristenausbildung. Sie hat meinen Text nicht abgerufen, also heute noch nicht in ihre Mails geguckt. Wir schauen uns den Text gemeinsam an, weil ich in weiser Voraussicht in der Uni zwei Ausdrücke gemacht habe. Es ist ihr unheimlich schwer zu vermitteln, was ich zu „Purpose“ der legal education geschrieben habe. Gesetzes- und Fallkunde, Fähigkeit neue Probleme zu lösen, aber sonst nichts („the legal texts as the limit of thinking“). In den siebziger Jahren hätte man mal anderes gewollt, aber das sei mittlerweile vorbei; man sei wieder bei der Ausbildung wie in den sechziger Jahren angelangt.

Sie hat sich aus dem Internet eine englische Schilderung der deutschen Juristenausbildung verschafft – die numerus-clausus-Regelung, d. h. das Verteilungsverfahren stimmt so nicht mehr, aber die segensreiche Rolle der Repetitoren ist erwähnt. Das hatte ich ja auch drin. Sie will viele Details wissen. Letztlich kommen wir zum Ergebnis, dass es kaum Ähnlichkeiten zwischen chinesischer und deutscher Juristenausbildung gibt – weder von den Inhalten noch von der Arbeitsattitüde her. Ich erfahre, dass es in China viele case-studies gebe; man analysiere die Fälle sehr viel eingehender als dies z. B. das Oberste Volksgericht tue. Ich habe da so meine Zweifel, wenn ich daran denke, welche Schwierigkeiten ich mal mit Gao hatte, um ihm eine ganz einfache Problematik zu erklären: Nach dem Arbeitsvertragsgesetz muss der Arbeitgeber dem Arbeitnehmer binnen Monatsfrist einen schriftlichen Arbeitsvertrag anbieten, sonst erhöht sich der Lohnanspruch auf das Doppelte. Tut er dies, reagiert aber der Arbeitnehmer nicht, so kann nach der Durchführungsverordnung der Arbeitgeber das Arbeitsverhältnis fristlos auflösen. Was passiert nun, wenn das schriftliche Angebot des Arbeitgebers vom mündlich Vereinbarten deutlich zu Lasten des Arbeitnehmers abweicht? Das kann man unterschiedlich beurteilen, aber man muss erst einmal begreifen, dass nicht jedes beliebige schriftliche Angebot und dessen Nichtannahme ein fristloses Auflösungsrecht zur Folge haben kann. Für Gao war das überhaupt nicht nachvollziehbar.

Ich will noch wissen, ob eigentlich auch Vertragsgestaltung und Verhandlungstechnik gelehrt werden; das scheint nicht der Fall zu sein. Wenigstens in diesem Punkt findet sich eine Übereinstimmung. Um als Anwalt oder Richter tätig sein zu können, muss man im Übrigen eine staatliche Eingangsprüfung machen, auf die die Uni nicht gezielt vorbereitet. Hier gibt es ähnliche Kurse wie bei unserem Repetitor, an denen sich – wohl des Geldes wegen – auch Professoren beteiligen.

Sie will noch wissen, ob es Lieblingsfächer für die Studenten gibt; bei ihnen seien es Internationales Wirtschaftsrecht, Gesellschaftsrecht und Kapitalmarktrecht. Da verdient man halt am meisten. Eine solche Schwerpunktsetzung lässt jedenfalls für Bremen so nicht annehmen; es kommt vielmehr darauf an, ob die Professoren den Ruf haben, milde Beurteilungen abzugeben oder nicht.

Spannende und langweilige Professoren gibt es auch hier; sie nennt aber keine Beispiele. Ich erzähle ihr ein wenig über meine Technik, vor der Prüfung mit schwäbischen Sprüchen die Studenten zum Lachen zu bringen, was sich dann positiv auf den Verlauf des Prüfungsgesprächs auswirkt. Ich vergesse ganz, dass sie alles auf Tonband aufnimmt, was ich sage – sie hatte mich vorher gefragt, ob sie das dürfe und einen MP3-Player (so 3 auf 3 cm groß) in meiner Nähe postiert.

Nach 2 ½ Stunden trennen wir uns – ein recht nettes Gespräch. Die Erkältung ist kaum mehr zu spüren. Gesprächstherapie als neues naturheilkundliches Mittel? Oder als alternative europäische Medizin? Abends schreibe ich noch Tagebuch.

### **Montag, 9. März**

Heute gibt's eigentlich nur die Lehrveranstaltung und ihre Vorbereitung. Ein Paar E-Mails. Ich will mich noch mit Libin Xie treffen, der mit Merkel über Rechtsstaat, Menschenrechte und Demokratie in kleinem Kreis diskutiert hat. Er hatte sein Erlebnis auch an Siegmund per E-Mail weitergegeben, der gar nicht recht verstehen wollte, weshalb das Libin tat (er war halt stolz darauf, dass man gerade ihn ausgesucht hatte).

Der Prüfungstermin für die Studenten muss so festgelegt werden, dass ich die Arbeiten nächste Woche noch korrigieren kann. Ich einigte mich Li Xiaolu auf Mittwoch, den 18. April. Dann habe ich trotz der Luxemburg-Tagung noch etwas Zeit zum Korrigieren.

Ich esse in der Kantine unentgeltlich zu Mittag, treffe aber niemanden. In der Lehrveranstaltung keine Spur mehr von braven Studenten, die immer nur mitschreiben. Viele Fragen, nicht nur in den Pausen. Sie interessieren sich sehr, wie das bei uns so vor Gericht zugeht. Dass man in Bremen einfach zum Gericht gehen und dort eine Klage zu Protokoll erklären kann, finden sie gut. Die Juristensprache sei auch in China weit von der

Alltagssprache entfernt; umso besser also, wenn man dann unentgeltliche Formulierungshilfe kriegt. Die Dauer der Verfahren in Arbeitsachen ist ähnlich. Erst gibt es ein schiedsgerichtliches Verfahren, dann das eigentliche Gerichtsverfahren, wo der Richter immer auf Einigung hinwirke. Dass es beim Sozialgericht zwei Jahre dauere, erweckt ein wenig Verwunderung. Die Presse im Hintergrund könne manches beschleunigen, das finden sie im Prinzip auch.

Dann geht's zu den Tarifverhandlungen. Dass der Einzelne nicht viel Verhandlungsmacht hat, erkennen sie schon am Beispiel, dass sie zu einer Anwaltskanzlei gehen und erst mal 30.000 Yuan Monatsgehalt verlangen würden. Das sei nicht anders als bei Wanderarbeitnehmern. Sie haben da mehr Zugriff auf die Realität als die Verehrer der Vertragsfreiheit in Deutschland. Also Kollektivverhandlungen: ja.

Wie es denn mit informellen Regeln sei, die die Arbeitgeberallmacht begrenzen? Ich erzähle viele meiner Geschichten, bis hin zum Fahrer in Shanghai, der plötzlich kein Englisch und kein Deutsch mehr verstand. Sie finden das richtig schön, bestätigen nachhaltig, dass das so sei, dass man sich als Chef mit seinen Untergebenen gut stellen müsse, sonst gerate man in Schwierigkeiten. Ich kann ihnen aber keine klare Aussage entlocken, ob das immer so sei. Meine These, die Streiks in Guangdong seien alle in Unternehmen mit ausländischem Eigentümer ausgebrochen, wird interessiert zur Kenntnis genommen, mehr nicht. Also jedenfalls dort brauche man Kollektivverhandlungen, meine ich.

Dabei brauche man eine Gewerkschaft, die insbesondere vom Arbeitgeber unabhängig sein müsse. Auch das ist klar, und sie finden auch alle, es gehe nicht, dass der Gewerkschaftsvorsitzende fast immer ein Manager sei. Das Modell, die Gewerkschaftsvorsitzenden mit dem Anderthalbfachen des Durchschnittsgehalts zu entlohnen und die bestehenden dann wählen zu lassen, ob sie lieber Manager bleiben wollen, wird ohne große Reaktion zur Kenntnis genommen. Ebenso meine Ausführungen, eine Gewerkschaft, die Arbeitnehmerinteressen wahrnehme, verstoße damit genauso wenig gegen den Grundsatz von der führenden Rolle der Partei wie die privaten Unternehmen, die ihre Waren produzieren, wird mitgeschrieben (allerdings könnte man eine Nadel fallen hören), aber es wird nicht diskutiert. Ich erzähle noch was über meine Erfahrungen mit Leuten, die bei ihnen was zu sagen hätten, das seien kluge Leute und die würden sicher auch mal erkennen, dass

Tarifautonomie die Stabilität fördere. Unklar, ob sie dies als eine Art Rückversicherung meinerseits verstehen, aber man darf ja auch dem Gastland gegenüber nicht zu kritisch sein.

Nach der Veranstaltung kommt dann noch die Übersetzerin meines Interviews mit Frau Hao. Sie will wissen, was „neoliberal“ bedeutet, das hat sie noch nie gehört. „Der Markt löst (angeblich) alle Probleme, man braucht keine Staatsintervention mehr“- umschreibe ich diese Theorie etwas platt, aber sonst wär's zu schwierig. Daraufhin kommt noch eine Studentin mit einem Antrag für ein schwedisches Stipendium; ich möge doch die zwei Seiten mal lesen, ob man das so schreiben könne. Sie war schon in der Pause zwischen der zweiten und der dritten Stunde erschienen, und ich hatte ihr gesagt, sie solle wiederkommen, ich müsse jetzt mit der Lehrveranstaltung weitermachen. Sie war ersichtlich nicht aus meinem Kurs und hatte die Stunden nicht richtig zur Kenntnis genommen.

Das Papier sprach davon, sie sei hervorragend für eine Arbeit in einer internationalen Organisation und als Professorin geeignet. Sie wolle aus der Enge einer chinesischen Hochschule fliehen und außerdem komme für sie der Richterberuf nicht in Betracht, weil die Richter nicht unabhängig seien. Ob das chinesische Professoren lesen würden oder schwedische, wollte ich wissen. Wohl nur die schwedischen. Auch dann war aber arg viel Selbstlob drin, so angeben würden höchstens die Amerikaner, die Schweden seien im Auftreten eher bescheiden „wie die Chinesen“. Man kann als Studentin nur „hoffen“, mal einen sehr anspruchsvollen Job zu machen. Irgendwie scheint sie leicht gestört, oder wollte irgendjemand wissen, wie ich auf solches Zeug reagiere? Wir verabschiedeten uns aber freundlich.

## **Dienstag, 10. März**

Um 6 Uhr ist der Fahrer der Ebert-Stiftung da, um mich zum Flughafen zu bringen. Ich bin von selbst aufgewacht, hatte schon am Vorabend alles zusammengepackt und war eigentlich ganz frohgemut, dass ich nach Ulan Bator fliege. Fahrt zum Flughafen ging in 40 Minuten, die breiten Autobahnen waren noch relativ leer. Problem war nur, dass ich kein elektronisches Ticket hatte. Ich hatte dies gestern Sven am Telefon erzählt, der aber meinte, das mache nichts, man sei ja im System drin. Nur müssen sie einen auch finden; der Name „Däubler“ taucht da manchmal in eigenartigen Versionen auf oder wird schlicht in „Werner“ oder „Wolfgang“ verwandelt. Ich erzählte es dem Fahrer, der ganz gut Englisch versteht, und er

begleitete mich bis zum Check-In-Schalter. Da war aber eine lange Schlange, und sein Auto stand im Parkverbot. Nun ja, es wird schon gut gehen. Es ging; mit dem Namen war's schwierig, aber man kann den Pass eingeben, und dann ist alles klar. Also bekomme ich meine Bordkarte und fahre mit dem automatischen Zug zum Gate. Bei der Passkontrolle werde ich „abgefangen“: Das Flugzeug fliege nicht um 8 Uhr 20, sondern heute Abend 20 Uhr 10. Nichts zu machen.

Ich versuche Sven anzurufen, finde aber die Nummer nicht; auch ist es noch etwas früh. Also nehme ich ein offizielles Taxi und fahre mit diesem ins Hotel zurück. Kosten ungefähr 20 Euro.

Lohnt es sich überhaupt noch, heute Abend nach Ulan Bator zu fliegen, allein wegen einem Tag? Unverhoffte Freizeit ist doch etwas Schönes. Ich würde ein paar Studenten auftreiben zum Abendessen, Fang Juan wollte ich noch einladen, eine französische Zeitschrift lesen mit lauter Aufsätzen über China, Libin Xie könnte ich ohne Probleme treffen und mich meines Lebens freuen. Also rufe ich Sven an, der schon einen Anruf von Oyunaa bekommen hatte, die sich Sorgen machte, wo ich wohl stecke, denn die Verspätung war auch in Ulan Bator schon bekannt. Ich sagte ihm ganz offen, ich würde eigentlich gerne dableiben, auch sei meine Erkältung noch nicht ganz weg (heute hat's 4 Grad in Ulan Bator, morgen sollen's 14 sein); auch sei so eine Abendmaschine ja wegen des Nebels nie ganz sicher. Sven konferiert mit Oyunaa, aber zum Seminar morgen kämen Leute aus dem ganzen Land; sie seien schon auf der Fahrt und nicht mehr zu stoppen. Also muss ich hin und werde um 4 oder um 5 im Hotel abgeholt. Man entkommt den (freiwillig übernommenen) Pflichten halt nicht.

Schaue etwas in das mitgebrachte französische Heft über chinesisches Arbeitsrecht und entdecke Liu Cheng, der mich mal einladen wollte, vor dem die Ebert-Stiftung seiner Großspurigkeit wegen aber sehr gewarnt hatte. Er ist im Vorstand der sudostasiatischen Arbeitsrechtlervereinigung. Der Aufsatz beschränkt sich auf die Frage, wie man Konflikte am besten systematisiert und einteilt. Also wohl kein großer Verlust, dass ich noch nicht näher mit ihm in Verbindung gekommen bin.

Ich gehe zum Mittagessen und treffe Zheng Yongliu, einen Rechtstheoretiker und Verfassungsrechtler aus dem Fachbereich, mit dem ich erst Englisch rede, bevor wir dann entdecken, dass er sehr gut Deutsch spricht und letztes Jahr bei der Tagung war, wo ich über das „Wissenschaftlerrecht“ und seine fehlende Legitimation gesprochen hatte. Er erinnerte

sich sehr genau. Felix Kruppa aus der Deutsch-Abteilung kam dazu; er ist seit Jahren hier und vermittelt ein leicht österreichisch gefärbtes Deutsch. Schade, dass der „Zeitreichtum“ um 16 Uhr 30 wieder zu Ende ist. Da soll ich nämlich vom Hotel abgeholt werden.

Ich gehe ins Hotel zurück und schreibe Mails und Tagebuch.

Der Fahrer ist pünktlich da. Ich checke auch dieses Mal im Hotel nicht aus, denn die Uni bezahlt ja alles, und wer weiß, vielleicht bin ich am späten Abend noch froh, dass ich ein Dach über dem Kopf habe. Die Fahrt geht schnell. Ich bin 17 Uhr 10, also drei Stunden vor dem Abflug da. Bordkarte habe ich schon, ich sitze und warte, lese ein bisschen. Die Vorfreude auf Ulaan Baatar ist eher etwas reduziert; ich hatte mich irgendwie schon auf den Zeitreichtum gefreut.

Es geht dann nicht um 20 Uhr 10, sondern um 21 Uhr los. Zwei Stunden bis zum Ziel, ich esse im Flugzeug nichts mehr, sonst kann ich nicht schlafen. Bei der Ankunft liegt die Temperatur bei minus 9 Grad; rund 20 plus waren es in Beijing gewesen. Ich werde vor der VIP-Lounge von Oyunaa erwartet; Treydte ist auch da – ein Jahrgänger von mir, einen Monat jünger. Er soll ja Oyunaa zur selbständigen Leiterin der Niederlassung qualifizieren. Wir fahren mit einem schönen Mercedes ins Hotel Ulaan Baatar, direkt im Zentrum, wo ich die beiden letzten Male auch war. Das Zimmer ist kleiner und weniger schön als das letzte Mal, aber schon in Ordnung. Morgen soll es erst um ½ 10 losgehen. Ich soll einen Überblick über den zweiten Teil meines Arbeitsgesetzbuchs geben. Ich schaue noch etwas in die Mails, entdecke dann noch ein kleines Fläschchen Rotwein und gehe ins Bett. Das Licht ist nur mit vielen Knöpfen an- und auszumachen. Die Lampe neben dem Bett lässt sich nur nach dem Zufallsprinzip und nach langen Versuchen ausmachen, ein Wachmacher eigener Art.

### **Mittwoch, 11. März**

Irgendwie habe ich geschlafen, gar nicht mal schlecht. Frühstück wie üblich gut. Auf dem Weg dorthin im Gang rechts und links Fotos aus der Geschichte. Eines über die Einweihung der „transkontinentalen Eisenbahn“, die Ulan Bator ans Verkehrsnetz anschloss. Vorne auf der Lokomotive ein Transparent „Slawa Welikomu Stalinu“ (=Ruhm dem großen Stalin) mit einem Porträt von Josif Wissarionowitsch. Was es so alles gibt.

Die mongolische Übersetzung des Gesetzentwurfs ist natürlich nicht fertig geworden. Die Übersetzung als solche gibt es zwar, aber beim Copyshop sind die Druckerpatronen ausgegangen. Ob man die nicht auch auf Vorrat anlegen könne, wie sogar ich es zu Hause mache, war meine unangemessene Frage. So hatten wir nur etwa ein Viertel des Textes zur Verfügung. Ein weiteres Viertel kam dann am späten Nachmittag, irgendwo scheint man doch Druckerpatronen gefunden zu haben. Warum man dann nicht die 200 Seiten 50 Mal druckte – der Himmel ist hoch und der Zar ist weit, hätte man in Russland gesagt.

Ganbaatar, der Gewerkschaftsvorsitzende, war da, und eröffnete die Sitzung. Ich schenkte ihm den mitgebrachten Ratgeber „Arbeitsrecht“, was ihn unheimlich freute. Eigentlich hätte ihn Oyunaa auch gerne gehabt, aber es war so besser (und sie bekam dafür was Süßes). Ich hielt meinen Vortrag, ungefähr eine Stunde (wegen der Übersetzung netto nur eine halbe), Oyunaa übersetzte sehr fließend. Nie eine Rückfrage; ich rede natürlich auch möglichst in einfachen Sätzen.

Anschließend Diskussion so bis ½ 2 Uhr. Ich wurde kreuz und quer befragt. Im Grunde ging es nur um Fragen des Staatsorganisationsrechts, denn ich weiß ja nicht, was so ein „Aimag“ darf (so was Ähnliches wie Provinz) und hatte deshalb immer „zuständige Behörde“ geschrieben. Am Nachmittag dann Diskussion speziell mit den Gewerkschaftsjuristen. Etwas Kritik, dass ich wie das bisherige Recht auch Disziplinarmaßnahmen wie Ermahnung, Abmahnung, Beförderungssperre usw. vorgeschlagen hatte; ich sage ganz offen, dass ich insoweit an die Akzeptanz bei den Arbeitgebern gedacht hätte. Wer in einer Hirtenfamilie groß geworden ist, wird nicht unbedingt die Tugenden der Industriegesellschaft mit Pünktlichkeit, nie über den Durst trinken usw. verinnerlicht haben. Und die Leute gleich rausschmeißen, ist eindeutig die schlechtere Lösung. Wenn die Juristen aber meinen, so was gehöre nicht in einen gewerkschaftlichen Entwurf, dann hätte ich dafür durchaus Verständnis.

Eine Fragerin – zuständig für den informellen Sektor – wollte wissen, was ich für die Einbeziehung dieser Beschäftigten vorgesehen hätte. Das war eine willkommene Frage. Anders als nach dem bisherigen Gesetzestext solle auch der mündliche Arbeitsvertrag gültig sein, was ja gerade im informellen Sektor die absolute Regel sei. Und außerdem seien auch die abhängigen Selbständigen in den Arbeitnehmerbegriff einbezogen, und damit eine Beschäftigungsform, die für den informellen Sektor typisch sei. Sie war zufrieden, hätte es aber auch nachlesen können, denn das stand alles in dem schon gedruckten ersten Teil. Nur ist

es natürlich so selbstverständlich-harmlos formuliert, dass es hoffentlich auch anderen Leuten nicht besonders auffallen wird.

Es ist schon gut, dass ich hier bin; sie wären arg enttäuscht gewesen, wenn ich nicht gekommen wäre.

Anschließend dann Spaziergang zu den Arbeitgebern. Sie residieren im dritten Stock eines alten Bürohauses, der Boden hat da und dort Löcher, in den Zimmern sitzen zwei bis drei Leute. Die BdA würde die wohl kaum ernst nehmen; wenn ich mir Hundt vorstelle, wie er hier einen Besuch macht... Wir müssen ein bisschen warten, macht aber nichts; außer Oyunaa ist noch eine Gewerkschaftsjuristin mitgekommen. Ich hatte den Wunsch geäußert, auch mit den Arbeitgebern zu sprechen; sie sollen einem jedenfalls wegen des Verfahrens keinen Vorwurf machen können. Nach einiger Zeit kommt der Abteilungsleiter, eigentlich nicht unsympathisch. Ich fange mal mit dem Gewerkschaftsgesetz an, da müsse es doch auch ein vergleichbares Gesetz über die Arbeitgeberverbände geben. Das sieht er auch so. Er ist sehr nachhaltig für die Tarifautonomie, will dafür aber die materiellen Schutzstandards absenken – wie nach einiger Zeit herauskommt. Wenn die Gewerkschaft in Kleinbetrieben keine Mitglieder finde, könne man ja Betriebsräte bilden – da ist aber nicht so ganz klar, ob er das wirklich befürwortet. Wir sind um 7 Uhr mit Ganbaatar zum Abendessen verabredet, weshalb wir das nicht mehr diskutieren. Auf dem Weg erfahre ich, dass unser Gesprächspartner früher stellvertretender Gewerkschaftsvorsitzender war, Stellvertreter von Oyunaas Ehemann, der immer noch das Arbeitsministerium berät und den ich das letzte Mal kennen gelernt hatte. Der Stellvertreter sei nach der „Wende“ arbeitslos gewesen, da hätte sich halt diese Möglichkeit bei den Arbeitgebern geboten; manche hätten ihre Überzeugung sehr schnell geändert.

Ganbaatar erwartet uns in einer Gaststätte nahe dem Gewerkschaftshaus. Treydte kommt dazu und ein Assistent von Ganbaatar. Es ergibt sich eine spannende Diskussion über die Wahlen im Juni. Ganbaatar kandidiert als Unabhängiger, auf Platz 1 der unabhängigen Kandidaten. Das wichtigste Ziel sei für ihn neben der Krankenversicherung (die die Leute wirklich absichert) ein gutes Arbeitsrecht. Er will die Kandidaten der Parteien auf den Entwurf festlegen; die Ebert-Stiftung liefert ihm 4000 Exemplare. Hoffentlich taugt die Übersetzung was. Im Zweifel werden sie alle „ja“ sagen. Wenn dann das neue Parlament gewählt sei, müsse ich ein Papier machen, weshalb der Entwurf auch reichen Leuten nütze. Das sage ich

zu; macht eine zufriedene Arbeiterklasse nicht die Verhältnisse stabiler und die Wirtschaft produktiver? Dass ich alle Scheinselbständigen bis hin zu ihren Hausmädchen einbeziehe, muss man ihnen ja nicht auf die Nase binden. Außerdem hatte das Sozialprodukt der Mongolei im Jahre 2011 einen Zuwachs von 15 %, da sind die Chinesen mit ihren 8,5 % geradezu bescheiden. Für die „Reichen“ muss ich deshalb was schreiben, weil im Parlament fast nur sie vertreten sind. Die Parteien verlangen von jedem Kandidaten eine Summe von umgerechnet rund 30.000 Euro, die verloren sind, wenn man nicht gewählt wird. Wird man gewählt, bekommt man 1,5 Mio Euro Mittel für Hilfskräfte in vier Jahren, der Einsatz hat sich dann also auch ohne Korruption für die ganze Familie gelohnt. Ich frage, ob die 30.000 nicht vom Verfassungsgericht beanstandet wurden, aber sie stehen gar nicht im Wahlgesetz. Die Parteien schreiben das autonom vor; wer als Unabhängiger kandidiert, muss nichts bezahlen.

Ganbaatar rechnet sich gute Chancen aus. Nach einer Umfrage aus dem letzten Jahr ist er der viert-beliebteste Politiker im Land, noch vor dem Premierminister. Die Volkspartei (Nachfolgeorganisation der alten KP) und die demokratische Partei haben ihren Ruf durch viel Korruption ruiniert. Ein früherer Staatspräsident (Enkbaatar, wenn ich richtig verstanden habe) hat die „Revolutionäre Volkspartei“ (wie die KP früher hieß) wieder begründet und viele sind aus der Volkspartei zu ihm übergetreten. Vom mongolischen Lafontaine ist die Rede; wenn es ihm gelingt, seine Linie glaubhaft durchzuhalten (und der Stimmenkauf nicht überhandnimmt), kann er sehr viele Stimmen bekommen. Ganbaatar sympathisiert als Bürgerrechtler aparter Weise mit ihm, sagt dies aber nicht öffentlich. Ziel: Wenn der eine Regierung macht, wird G. dort Arbeitsminister. Es kann dann durchaus sein, dass einige Arbeit auf mich zu kommt; würde ich gar nicht ungern machen. Im Übrigen lobt er mich höchst wortreich, der Entwurf, ja jeder seiner Teile sei ein „Diamant“; wahrscheinlich hat er gehört, dass mir das Hierherkommen doch etwas schwergefallen war. Als Geschenk bekomme ich noch einen schönen dunkelblauen Kaschmir-Pullover.

So um 10 Uhr fahren wir nach Hause. Treydte hat eine kleine Wohnung gemietet „wie ein Student“. Er ist Afrika-Spezialist, schreibt immer noch die Jahresberichte über Mauritius, war aber auch in Chile. Lange vertrat er die Stiftung als Vorgänger von Ernst Hillebrandt in Frankreich, doch die Franzosen würden sich nicht die Bohne für Deutschland interessieren. Das sei hier anders.

Ich gehe noch ein bisschen spazieren. Am Lenindenkmal im Park vor dem Hotel vorbei, dann vor zum großen Platz, wo Tschingis Khan groß und breit auf seinem Denkmal-Sessel sitzt, weiterhin nur von einem (armen) Soldaten bewacht. Es hat sich nicht viel verändert seit dem letzten Jahr. Auf einer Fassade eine neue Cola-Reklame; daneben wie bisher die Bank, die einem Menschen gehört, der mal auf der Gewerkschaftshochschule „Fritz Heckert“ in Bernau studiert hat. Was man da nicht so alles lernt. Viele Leute auf der Straße, der Verkehr erträglich. Ich mache meine Runde um den Platz. Auf dem Rückweg im Park eine Gruppe Jugendlicher, die auf einem großen Brett Luftballons befestigt haben und diese mit Pfeilen zum Platzen zu bringen versuchen. Im Hotel schlafe ich ganz gut ein.

### **Donnerstag, 12. März**

Gutes Frühstück, so um 8 Uhr. Um 9 Uhr sind Oyunaa und Treydte da. Wir brechen aber erst zum Flughafen auf, als Oyunaa per Anruf festgestellt hat, dass mein Flugzeug in Beijing Richtung Ulan Bator gestartet ist. Der Gobi-Laden mit den Kaschmir-Sachen macht erst später auf; ich werde wahrscheinlich die Gelegenheit haben, dieses Jahr noch einmal zu kommen. Auf alle Fälle dann, wenn ich von Mitte Oktober bis Mitte November wieder in Beijing sein werde. Dann kann ich ja versuchen, den Vorrat an Wolldecken wieder aufzufüllen.

Das Flugzeug ist einigermaßen pünktlich; wir warten quasi bis zuletzt in der VIP-Lounge, was aber den Nachteil hat, dass man das Gepäck nicht mehr über dem Sitz verstauen kann, weil alles voll ist, und man das Zeug wo anders unterbringen muss. Ich sitze am Fenster und bin nicht besonders arbeitsam. Unter uns eigentlich immer nur graue Wüste, man sieht nicht, was da so alles drunter steckt. In Beijing ist es richtig warm, so um die 25 Grad. Der Fahrer der Ebert-Stiftung ist pünktlich da und bringt mich in knapp einer Stunde die 55 Km zum Hotel – allerdings über seinen Weg, der erst bis zum 5. Ring führt; dafür hat man immer nur Autobahn. Er soll mir das Geld für die Taxifahrt am Dienstag geben, ich habe aber keine richtige Quittung gekriegt. Ich hatte zwar eine „fapiao“ verlangt, und neben einer solchen noch weitere Papiere bekommen, die ich für Quittungen für die Mautgebühren hielt. War aber ein großer Beschiss, denn es kamen statt 214 Yuan, die ich bezahlt hatte, als Summe nur 35 Yuan raus. Die Stiftung hilft sich in einem solchen Fall mit einem „Eigenbeleg“ und entlastet auf diese Weise ihre unaufmerksamen Experten.

Auspacken, dann der Weg zur Uni. Dort steht die Zimmertür neben meinem Büro offen. Es ist aber nicht Herr Rammeloo aus Maastricht drin (dessen Name an der Türe steht), sondern ein Ökonom aus Hamburg, der auch nicht lehrt, sondern „nur“ für die Finanzen zuständig ist. Bruha ist auch da, und es geht natürlich gleich um den bösen Fang Liufang. Der sei ein ganz schlimmer chinesischer Nationalist; in der Partei sei er wohl nicht. Komisch, dass er dann so viel Rückhalt auf der chinesischen Seite hat, denke ich. Die Chinesen müssten erst mal lernen, vertragstreu zu sein. Ninon Colneric sei viel zu nachgiebig gewesen, Fang sei ihr höchstens in Nebensächlichkeiten entgegengekommen. Der Ökonom (er heißt Gerhausen oder so ähnlich) meint, da habe eine klare Hierarchie bestanden. Außerdem habe Ninon alles selber gemacht, auch das „professional training“ (also die Richterfortbildung), statt sich einen Apparat zuzulegen. Die EU habe 17,5 Mio Euro in das Projekt gesteckt, und nun sei gerade im professional training sehr wenig herausgekommen. Andererseits stehe man unter Erfolgsdruck, man könne die Finanzierung nicht einfach abbrechen. Ich erinnere mich an mein Kirgistan-Abenteuer, wo die GtZ die Schwierigkeiten aus meinem Bericht herausgestrichen hatte; es musste einfach alles gut gehen, der Minister den Gesetzentwurf entgegennehmen und damit war die Welt wieder in Ordnung. Die Chinesen werden sich freuen; die nächste Rate geht noch auf das Konto „Entwicklungshilfe“, wofür das professional training steht. China als zweitstärkste Wirtschaftsmacht der Welt wird wie ein Entwicklungsland behandelt. Irgendwann machen wir das auch mal mit strukturschwachen Gebieten in den USA. Auch könnten dort die unteren Gerichte viel von unserer Rechtsstaatlichkeit lernen, oder nicht? Es ist schon was Schönes, wenn man einen missionarischen Anspruch hat.

Bruha lädt den Ökonomen und mich zu einem Abendessen in mein Hotel ein; Rammeloo und Frau Janssen aus Leuven sollen auch dazu kommen. Um halb sieben will man sich in der Lobby treffen, aber 10 Minuten nach halb ist immer noch niemand da. Ich gehe rein und frage, wo der Tisch für die „China – EU School of Law“ sei. Sie wissen von nichts, obwohl Bruha den Tisch durch eine chinesische Mitarbeiterin reservieren lassen wollte. Da sie mich aber kennen, werde ich an einen schönen und gut positionierten Tisch geleitet. Nach 5 Minuten kommt der Ökonom, dann Bruha, dann Rammeloo. Frau Janssen wollte erst zum Nachtsch kommen, weil sie noch drei Doktoranden betreuen musste.

Bruha hatte durchaus Sympathien mit der Friedensbewegung, wusste von meinem Buch über Stationierung und Völkerrecht, kannte den Prozess um die C-Waffen und meinte, Steinberger

sei als Berichterstatter ein ganz Rechter gewesen. Mein Argument, das sei damals eigentlich nicht unbedingt schlimm gewesen, weil uns ja die Verteidigung der nationalen Souveränität sehr geholfen hätte, ließ er nicht gelten. Irgendwie sind die deutschen Rechten eine eigenartige Sorte von Nationalisten. Auch Stuby mag er, Schweisfurth schätzte er ebenfalls, obwohl der ein schrecklicher Schwätzer war.

Im Übrigen halt wie zuvor viel Gerede über den bösen Fang Liufang. Rammeloo kann prima Deutsch, hat in Münster studiert und promoviert. Er erzählt, wie er sich freue, mit Stäbchen essen zu können. Er hatte vor vielen Jahren mal einen schlimmen Autounfall auf der vereisten Autobahn Münster – Holland. Das Auto überschlug sich mehrere Male. Ihm wurde praktisch der rechte Arm abgerissen, wovon er aber zunächst gar nichts spürte. Er hatte seiner Frau, die am Steuer saß, gesagt, ihm sei nichts passiert, bis er dann seinen kaputten Arm sah. Er musste jahrelang trainieren, um ihn wieder gebrauchen zu können. Irgendwie bin ich froh, das Autofahren immer auf das Nötigste beschränkt zu haben.

Als Frau Jansen kam, bezieht sich das Gespräch auf die chinesischen Studenten. Da habe es viele kluge darunter, war die einhellige Meinung. Wenigstens sie waren nicht böse. So gegen 9 Uhr gingen wir auseinander.

### **Freitag, 13. März**

Ich merke erst jetzt, dass heute „Freitag, der dreizehnte“ ist. Es lief aber ganz gut.

Beim Frühstück traf ich Herrn Rammeloo. Er macht in einer Woche ungefähr genauso viele Lehrveranstaltungen wie ich in vier Wochen und muss am Ende sogar noch eine kleine Prüfung abhalten. Jeden Tag drei bis vier Stunden – Gesellschaftsrecht der wichtigsten Länder und die SE. Er gehört zur „Flying Faculty“, die im zweiten Studienjahr tätig ist. Über das Land lernt man da wenig, der Kontakt zu den Studenten ist auch nicht besonders eng. Schade eigentlich, aber natürlich kostengünstig.

Dann blieb ich im Zimmer, bis die Wäsche geholt wurde, und erledigte einige aufwendige E-Mails. Anschließend Weg zur Uni; kalt ist es nur noch in meinem Dienstzimmer. Ich habe meinen Kaschmir-Pullover mit, der doch nach mehr aussieht als die beiden aus Deutschland mitgebrachten; hier brauche ich ihn noch.

In der Lehrveranstaltung ab 14 Uhr 20 wieder viele Nachfragen. Es geht zunächst wieder um Tarifautonomie; ich wiederhole einige Kernaussagen vom Montag. Dann kommen die rechtlichen Wirkungen von Kollektivverträgen, die unterschiedlichen Modelle, die es in Europa gibt. Einer fragt, warum sich denn die Gewerkschaftsmitgliedschaft überhaupt lohne, wenn man sowieso den Tarifvertrag bekomme – sei es von Rechts wegen wie in Frankreich, sei es durch Bezugnahmeklauseln wie in Deutschland. Die Gewerkschaft müsse halt andere Leistungen anbieten wie den Rechtsschutz oder aber dafür sorgen, dass man im Betrieb besser Karriere mache, wenn man drin sei. Das gehe aber nur in wenigen Großunternehmen, meine ich. Dann kommt das Streikrecht dran samt der sonstigen Kampfformen bis hin zum Flashmob. Das gemeinsam ausgeübte Zurückbehaltungsrecht hatte ich schon früher behandelt. Der Flashmob findet als Phänomen großes Interesse, auch dass über so etwas das Verfassungsgericht in letzter Instanz entscheidet. In der Pause dann eine Nachfrage nach der Friedenspflicht. Weiter wollte jemand wissen, weshalb ich bei den gerichtlichen und quasi-gerichtlichen Formen der Realisierung von Recht neben den Gerichten nur die Schlichtungsausschüsse, nicht aber die Schiedsgerichte erwähnt hatte. Das wird mal ein genauer Jurist.

Ich biete für Samstag und Sonntag ein gemeinsames Abendessen an. Erhebliches Interesse. Zwei Studentinnen, eine davon die „Übersetzerin“ meines Interviews für die Zeitung der Akademie für Sozialwissenschaften, weisen mich darauf hin, heute Abend gebe es auf dem Campus eine Festivität: Internationale Küche von einzelnen Koreanern, Chinesen, Thailändern usw.; die englische Küche werde niemandem zugemutet. Das sei gratis und jeder könne hingehen. Klingt gut; die beiden holen mich um sieben vom Hotel ab. Wir gehen in eine Ecke des Campus, die ich bisher nicht kenne; in einem großen Gebäude ist das Erdgeschoss für studentische Aktivitäten reserviert. Davor steht eine riesige Schlange, wir hätten früher kommen sollen. So bekommen wir jeweils eine Nummer (ich habe die 181), und dann werden immer wieder einige reingelassen, weil nicht alle gleichzeitig an die Futtertröge können.

In der Schlange kann man sich über alles Mögliche unterhalten. Sie seien eigentlich alle optimistisch, sagen die mittlerweile vier jungen Damen, die um mich herumstehen. Wer gut arbeite, bringe es auch zu was. Auch China insgesamt werde es in zehn oder zwanzig Jahren besser gehen. Letztes Jahr hatte das noch ganz anders geklungen, viel pessimistischer („viele

haben die Hoffnung noch nicht aufgegeben“). Scheint aber durchaus ernst gemeint zu sein und wird auch nicht mit Politik verbunden; darauf komme es gar nicht so entscheidend an. Ich meine, bei uns würde man „gut arbeiten“ und „Erfolg“ keineswegs so eng verknüpfen. Es gebe da Leute, die würden eigentlich gar nicht viel arbeiten, hätten aber eine hervorragende Form der Selbstdarstellung und würden es deshalb ziemlich weit bringen. Das verwundert sie etwas und sie können sich das nicht so recht vorstellen. Möglicherweise hängt in China mehr von den Prüfungsergebnissen ab als bei uns; die Regierungsmitglieder haben ja alle ihre Einsen geschrieben (anders als bei uns, was ja mal eine chinesische Zeitung am Beispiel der ersten Regierung Schröder dokumentiert hatte).

Als wir dann drinnen beim Essen sind, treffe ich zwei Studenten aus dem letzten Jahr, die jetzt im „Hauptstudium“ sind. Zu Abend gegessen hätten sie nur mit mir, nicht mit anderen Professoren (ich hatte sie aber nicht danach gefragt). Auch sie optimistisch; sie würden sicher mal eine gute Stellung kriegen. Einer sagte, er hätte gerade ein Buch über „Wie werde ich ein Optimist“ gelesen, das in China weit verbreitet sei. Es stamme von einem Lehrer aus einer Englisch-Schule, die die englischen Grundkenntnisse, die man aus dem Schulsystem mitbringe, verbessere. Eine seiner Thesen sei, man dürfe sich keine zu konkreten Wunschvorstellungen bauen („nächstes Jahr ein Haus“), sonst werde man enttäuscht. Die Vorgehensweise kommt mir seit einigen Jahrzehntchen bekannt (wenn auch keineswegs allgemein anerkannt) vor; da habe ich mal wieder eine Übereinstimmung entdeckt.

Auf dem Heimweg zum Hotel werde ich von den Vieren begleitet. Was ich so alles über Bo Xilai wisse; ich erzähle, wovon ich oben schon berichtet habe. Die „Übersetzerin“ kommt aus Chongqing und bestätigt die Geschichte mit der verbotenen Fernsehwerbung („seit fünf Jahren“) und der Auszahlung von Löhnen an die Arbeiter durch Bo Xilai. Man habe aber die Maßnahmen von Bo keineswegs als Rückkehr zur Kulturrevolution aufgefasst, auch nicht die Aufforderungen zum Singen revolutionärer Lieder. Die übrigen bestätigen gleichfalls meine Informationen, fügen aber nichts hinzu.

Problem der Zensur. Wir finden das alle nicht gut. Bestimmte Dinge seien überall tabu. Wenn ich in Deutschland schreiben möchte, ich würde gerne ein Buch von Bin Laden lesen, würde das niemand veröffentlichen. Bemerkenswert fanden sie, dass selbst Nobelpreisträger Grass sein Israel-kritisches Gedicht nicht in der „ZEIT“ unterbringen konnte, sondern sich eine andere Zeitung suchen musste. Ein Unterschied besteht möglicherweise darin, wie groß der

mit Tabus belegte Kreis von Angelegenheiten ist und ob über die Grenzen des Vertretbaren diskutiert wird oder ob die Redaktionen mit Ausreden arbeiten.

### **Samstag, 14. April**

Treffe beim Frühstück noch mal Rammeloo und erzähle ihm, gestern Abend hätten ihn seine Studenten sehr gelobt („Das ist ein sehr interessanter Professor“). Das freut ihn. Seine Korrekturen der studentischen Arbeiten hat er gestern Abend abgeschlossen, nun kann er heute Nachmittag beruhigt nach Hause fliegen. Viel zu kurz sei der Aufenthalt hier; zwei Wochen wären angemessen, meine ich, und nach Ostern müsse das eigentlich gehen. Er meint, man müsse immer mehr arbeiten, die Produktivität nehme nicht nur durch die technische Entwicklung zu. Man wolle eben auch an den Professoren sparen; „das Geld erklärt nicht nur die Texte, sondern auch die Glossen“ meint er. Für einen Gesellschaftsrechtler ganz schön progressiv.

Anschließend ins Hotelzimmer. Tagebuch und Korrektur des Interviews über die Juristenausbildung. Dann in die Uni, wo es irgendwie mit den Prüfungen weiterzugehen scheint. Ich schreibe das „Vorwort“ und das „Nachwort“ zum Comic-Bändchen, weil Alff einen (wenig brauchbaren) Entwurf geschickt hat und wir dem Verlag versprochen haben zu liefern. Irgendwie gefällt mir der Text ganz gut; so was gerade in Beijing zu schreiben, tut man ja auch nicht alle Tage. Dann muss ich noch eine Zusammenfassung des Vortrags über „Recht und Rechtswirklichkeit“ machen, den ich nächste Woche an der Beijing Normal University auf Englisch halten soll. Frau Liu Yitong, die mich eingeladen hat, kann aber besser Deutsch, und deshalb müssen die drei Seiten auf Deutsch geschrieben werden.

Um 18 Uhr kommen zwei Studentinnen und ein Student ins Hotel. Die beiden Studentinnen kommen aus Chengdu, der Student aus der Provinz Hubei (freut sich, dass ich die kenne) und hat in Wuhan Jura studiert. Er kommt vom Dorf, und ich erzähle, wie schwer es mir als 10-jähriger Schüler fiel, mich aus der Kleinstadt Biberach kommend in der Großstadt Stuttgart anzugewöhnen. Geschichten über die dummen und ungeschickten Menschen vom Lande gibt es in China auch.

Wir gehen in ein Restaurant mit Hotpot, ein bisschen schwierige Entscheidungsfindung, was wir denn essen sollen. Schließlich kann man das doch dem Professor nicht einfach

vorschreiben. Aber Vorschläge kann man machen und die nickt er dann ab. Eine der beiden Studentinnen – Pan mit Nachnamen – redet ein gutes Englisch. Sie hat an der CUPL studiert. Ich kriege raus, wie das mit den Examina ist: Es gibt ein nationales Examen für alle, die in einen „postgraduate“ Studiengang wollen. Davon kann man dispensiert werden, wenn man eine entsprechende „Empfehlung“ seiner Uni kriegt. Dann macht die einzelne Einrichtung – hier also unsere CESL – eine Eingangsprüfung, wobei sie diese für alle, aber auch nur für die „Nicht-Empfohlenen“ machen kann.

Pan war mal zu einem Sommerkurs vier Wochen in Oxford. Wenn man von Chengdu und Beijing kommt, muss einem das doch wie ein Museum vorkommen (das englische Wort für „Puppenstube“ fällt mir nicht ein). Doch das sei so; so schrecklich begeistert waren sie nicht. Nach Edinburgh seien sie mit dem Bus gefahren, das sei wohl ganz anders als im Süden Englands. Der Fahrer hätte ihnen immer die Landschaft erklären wollen, aber er sei sicher enttäuscht gewesen, weil sie immer geschlafen oder sich unterhalten hätten. Hundert Chinesen seien sie gewesen und überall in Oxfords Gaststätten hätten sie einen Höllenlärm gemacht – wahrscheinlich seien sie in Verruf gekommen. In der China-Gaststätte wollten sie kein Trinkgeld geben, das seien doch Chinesen, das gehöre sich nicht, aber das ließ sich nicht durchsetzen.

Wer hat einmal etwas von Leifeng gehört? Ich schließe eine China-Bildungslücke. Das ist ein Mensch, der immer anderen hilft. Seine Lebensgeschichte liest man in der Schule, seit der Mao-Zeit. Er ist der selbstlose bescheidene Held, ein Kraftfahrer bei der Armee, der schließlich zu Tode kommt, weil er in einem Unfall andere vor dem Schlimmsten bewahren will. Das erinnert mich an Pawel Kortschagin aus „Wie der Stahl gehärtet wurde“. Ich nenne den Namen, er wird nicht gleich verstanden, Nikolai Ostrowskij sei der Schriftsteller gewesen. Da geht ihnen ein Licht auf: Doch, den hätten sie auch in der Schule gelesen, klar. Auch während der schlimmsten Konflikte mit der Sowjetregierung hätte man auf dieses Buch nicht verzichtet. Das sei nun beides 50 bis 70 Jahre alt, ob es denn neue Helden gebe; für die interessiere man sich nicht so sehr, war die Antwort. Auf dem Campus würden aber oft Leute stehen mit Transparenten, auf denen Aussagen von oder über Leifang stünden. Ja, es gebe durchaus welche, die davon auch überzeugt seien. Dass mich Pawel Kortschagin interessiert habe, weil man das bei uns nicht lesen durfte, fanden sie weniger interessant; spannender dagegen, dass man die in Ostberlin gekauften Bücher nicht in den Westen verbringen durfte und deshalb in Berlin erst an der fünften oder achten U-Bahn-Station nach der Grenze

ausgestiegen ist, wo es keine Kontrollen mehr gab. Solche Fragen praktischer Vernunft finden sie gut.

Fang Liufang sei ein sehr angesehener Professor, eigentlich im ganzen Land. Ob das mit seiner Person oder seinen Veröffentlichungen zusammenhänge, wollte ich wissen, eigentlich mit beidem, meinten sie. Die Europäer hätten gedroht, nichts mehr zu bezahlen, wenn er weiter chinesischer Co-Dean sei. Auf der Website der CESL hätte man lesen können, dass meine Reise nicht von der EU bezahlt werde; das war in der Tat so, aber von der Website wusste ich nichts. Es sei jetzt wieder herausgenommen worden. Pan sagte – wie sie aus inoffiziellen Quellen wisse – dass der CUPL-Rektor Fang gerne fallen ließe, doch der Parteisekretär der Uni sei dagegen. Deshalb bleibe er und gehe auch nicht mit 60 in den Ruhestand; das sei schließlich sein „Baby“. Ich meine, im Endergebnis würden die Europäer doch bezahlen, sonst wäre es ja ein „Misserfolg“. Was die EU eigentlich wolle, fragten die Studenten. Eine „scientific community“ von Europäern und Chinesen; das sei für die Unternehmen besser, auch kulturell würde sich eine Annäherung vollziehen. Da sei viel neoliberales Denken drin; ich fände es besser, wenn die Chinesen von den Erfahrungen und Erkenntnissen der anderen profitierten, aber ihre eigene Rechtskultur aufbauen würden. Das sahen sie natürlich ebenso. Der Konflikt kratzt aber am Renommé der CESL, und das ist wiederum für die Berufschancen schlecht.

Warum behalten die Chinesen ihre komplizierte Schrift bei? Sie wussten nicht, wie viele Zeichen man lernen muss, aber es könne schon stimmen, wenn ich von 6 – 8000 spreche. Was denn der Sinn sei, man könne doch auch auf Pinyin umstellen. Sie nannten einfach kulturelle Gründe, fanden es auch gut, dass man auf Taiwan weiter die alte Schrift aus der Zeit vor der Revolution pflege. Meine These, das habe auch Sozialisationsfunktion, man lerne sorgfältiges und diszipliniertes Arbeiten, fanden sie etwas überraschend, aber ich finde, ich habe trotzdem Recht. Wie man sich Zeichen merke? Keine klare Antwort; Ganzheitsmethode oder Suche nach bestimmten Elementen? Ich vermute mal das erstere, aber sie erklären mir zusammengesetzte Zeichen. Schreibt man das Zeichen für „Sonne“ und das für „Mond“ nebeneinander, so heißt das „Licht“. Solche Zeichen gibt es einige, aber nicht alle sind so strukturiert, sondern nur ein kleiner Bruchteil. Genauso wie die Anklänge an die Bilderschrift. Das Zeichen für „Baum“ („mu“) ähnelt einem solchen, zwei Baumzeichen bedeuten „Wald“ (was aber leider nicht „mumu“ heißt).

Ich komme erst um 10 Uhr ins Hotel zurück, Herta hat schon angerufen, aber probiert es glücklicherweise um 22 Uhr 15 nochmals. Alles in Ordnung zu Hause.